

FRANZ WERFEL  
**DREI SPÄTE NOVELLEN**

Zuerst erschienen:  
1939 bis 1944

Verlag Projekt Gutenberg-DE

ISBN: 9783739011370

© 2021

## INHALT

Die wahre Geschichte vom wiederhergestellten Kreuz	7
Eine blaßblaue Frauenschrift	40
Géza de Varsany oder: Wann wirst du endlich eine Seele bekommen?	135

Die Geschichte habe ich von ihm selbst gehört. Er war ein kleiner stämmiger Rotkopf mit einem grobporigen Gesicht und den schweren Händen eines Bauern. Seine Augen, die ins Grünliche spielten, hielt er zumeist niedergeschlagen, manchmal aber ließ er sie in einem unbeherrschten Feuer auffunkeln, wodurch der vierzigjährige, vom Leben umhergestoßene Mann einen knabenhaften und trotzigen Ausdruck gewann. Daß er ein katholischer Geistlicher war, sah man ihm nicht an. Er trug weder Kollar noch schwarzen Rock, sondern einen grauen Touristenanzug mit Kniehosen und Wadenstrümpfen. Als ich ihn das erstemal in Paris sah, war dieser Anzug schon recht abgewetzt. Zwei Jahre später in Amerika war er durchaus nicht eleganter geworden. Wir waren einander in Paris flüchtig begegnet. Obwohl mich seine Gestalt und sein Wesen sogleich mit ausgesprochener Sympathie erfüllten, kam es doch zwischen uns zu keiner Annäherung. Man hatte mich nämlich vor Kaplan Ottokar Felix gewarnt ...

Das Mißtrauen ist eine der giftigsten Schattenpflanzen des politischen Exils. Jeder Emigrant mißtraut dem andern und könnte er's, er würde sich selbst verdächtigen, denn seine Seele ist verstört, weil sie nirgendwo hingehört. Wer ist dieser österreichische Kaplan? fragten die Leute. Warum hat er sein Land verlassen? Niemand weiß etwas von ihm. Er ist nicht im Kampf gegen die Nazis gestanden, weder mit Tat noch Wort. Der österreichische Klerus hat nach dem Anschluß Frieden mit ihnen gemacht. Kann dieser famose Priester in Wadenstrümpfen nicht ein Emissär der Partei sein, dessen Aufgabe es ist, uns zu bespitzeln? Wie ist er über die Grenze gekommen? Jüngst hat man ihn übrigens in der Rue de Lille gesehen. In der Rue de Lille befindet sich die Deutsche Botschaft.

Ich hielt all dies Gerede für baren Unsinn, dennoch aber ging ich ihm aus dem Wege. Als er aber plötzlich vor mir stand in meinem Zimmer in Hunters Hotel zu Saint Louis, empfand ich eine unerwartete Freude. Das war jüngst im Spätherbst des Jahres 1941. Ich hatte am Abend vorher einen Vortrag gehalten, in dem ich, über die Kri-

se der modernen Menschheit sprechend, die tiefste Ursache unseres Elends im Verlust des Gottesglaubens zu zeigen versuchte. Kaplan Felix, der unter meinen Zuhörern gewesen, zollte meinen Ausführungen einiges Lob und meinte, ich sei auf dem richtigen Wege, werde aber auf diesem Wege noch tiefer eindringen in das Geheimnis der modernen Verzweiflung. Er sah blaß aus, müde, unterernährt. Als ich mich aber, mit dem Vorsatz ihm zu helfen, nach seinem Ergehen erkundigte, wehrte er mit einer brüsken Handbewegung ab. Er habe alles, was er brauche. Schon während unserer zwei oder drei Begegnungen in Paris hatte er es abgelehnt, über sich selbst und seine Verhältnisse zu sprechen. Die Unterhaltung verließ also die allgemeinen Gegenstände nicht, als mir plötzlich jene Verdächtigungen einfielen, die damals in Frankreich unter den Refugiés gegen ihn laut geworden waren. Sie schienen mir jetzt angesichts dieses Mannes abstruser zu sein als je. Ich aber konnte mich nicht überwinden. Gegen meinen Willen und den Widerstand meines Gefühls fragte ich ihn nach den Erlebnissen, die ihn aus der Heimat vertrieben hatten.

Er sah mich voll an mit seinem treuen verwitterten Gesicht, dessen Sommersprossen und grobe Poren beinahe an Blatternarben erinnerten. Das rote Haar wuchs ihm borstig über einer niedrigen, aber schön zerfurchten Stirn. Die wimperlosen Augen lagen tief in den Höhlen, was ihr Aufleuchten beunruhigend machte.

»Ich bin Ihnen dankbar«, sagte der Kaplan, »daß Sie mich gerade danach fragen, was schon so weit zurückliegt, und nicht etwa nach den Konzentrationslagern in Frankreich, denen ich entkommen bin, nach meiner Flucht mitten durch die deutschen Linien, nach den Schleichwegen in den Pyrenäen, nach all diesen Abenteuern, die schließlich jeder von uns bestanden hat ...«

»Warum sind Sie mir dankbar?«

Er schwieg eine Weile, ehe er antwortete, ohne zu antworten.

»Ja, ja, das kommt daher, daß ich den ganzen Tag an Aladar Fürst denken mußte. Ihr Vortrag ist nicht unschuldig daran ...«

Und als er meine verwunderte Miene sah, lächelte er nachsichtig:

»Das war ein feiner Mann, ein guter Mann, der Doktor Aladar Fürst. Und er ist als erster in diesem großen Krieg vor dem Feinde gefallen, vor dem Weltfeinde. Und niemand weiß von diesem ersten Gefallenen, der für seinen Heldentod keine Medaille empfangen wird. Und dabei hat er mehr getan, als nur im Kriege fallen ...«

»Von welchem Kriege reden Sie? Im Jahre 1938, als Österreich verschluckt wurde, gab es gar keinen Krieg.«

»Oh, Sie werden gleich sehen«, nickte der Kaplan, »daß der große Krieg damals begonnen hat ... Seit gestern hab ich nämlich den Wunsch, Ihnen diese verschollene Geschichte anzuvertrauen, das heißt, sie in Ihre Hände zu legen. Verstehen Sie mich?«

»Was für eine Geschichte?« fragte ich.

Der Kaplan schützte seine empfindlichen Augen mit der Hand, denn grelle Nachmittagssonne stieß durchs Fenster, das auf den großen Park von Saint Louis hinaussah.

»Es ist die Geschichte von einem Juden, der Gottes Namen nicht mißbrauchen wollte«, sagte Felix ziemlich leise und fügte nach einigen Sekunden hinzu:

»Es ist die wahre Geschichte vom geschändeten und wiederhergestellten Kreuz ...«

## 2

Pater Ottokar Felix hatte die Pfarre in dem Marktflecken Parndorf inne, der im nördlichen Burgenlande zwischen einem waldigen Hügelzug und dem weitgestreckten Schilfsee von Neusiedl liegt. Das Burgenland, das seinen Namen von den zahlreichen mittelalterlichen Burgen herleitet, die im Südwesten seine Höhen krönen, ist die jüngste, ärmlichste und in mancher Beziehung merkwürdigste Provinz von Österreich. Vor dem ersten Weltkriege hatte es zu Ungarn gehört, das

es durch den Zwang der Friedensverträge an seinen österreichischen Nachbarn abtreten mußte. Es ist ein typisches Grenzland, wo Ungarn, die Slowakei, Jugoslawien und Österreich einander begegnen. Demgemäß wird es auch von einem bunten Völkergemisch bewohnt, von ungarischen Gutsbesitzern, österreichischen Bauern, slowakischen Erntearbeitern, jüdischen Handelsleuten, kroatischen Handwerkern, Zigeunern und schließlich von dem undefinierbaren Stamm der Kumanen, die durch die türkischen Invasionen des siebzehnten Jahrhunderts nach Westen gespült wurden.

Parndorf selbst ist mit seinem ringförmigen Marktplatz, dem Gänsetümpel und den niedrigen, von Storchnestern besiedelten Strohdächern eines der trostlosen Kirchdörfer dieser Gegend, deren beinahe schon asiatische Schwermut in scharfem Gegensatz steht zur Größe und Lieblichkeit der österreichischen Landschaft. All diesen Ortschaften würde niemand die Nähe Wiens und der edlen Alpenwelt anmerken. Durch sie scheint haarscharf die Grenze zwischen Ost und West zu schneiden. Die einzige Bedeutung Parndorfs besteht darin, daß es an der Hauptstrecke Wien-Budapest liegt und daß die strahlenden Waggons der großen Expreßzüge, die Orient und Okzident miteinander verbinden, an seinem winzigen Bahnhofsgebäude vorübersausen, welche weltweite Auszeichnung den Hauptorten der Provinz nicht zuteil geworden ist.

Warum Ottokar Felix aus der Wiener Arbeiter-Vorstadt Jedlese, wo er Kaplan an der Hauptkirche war, in das gottverlassene Parndorf versetzt wurde, ist mir nicht bekannt. Da die Versetzung aber im Jahre 1934 erfolgte, nach den traurigen Schlachten zwischen den Wiener Arbeitern und den Regierungstruppen – wer erinnert sich nicht an diese historische Station auf dem Wege zum Absturz –, so nehme ich vermutlich nicht ohne guten Grund an, daß sich der Kaplan durch Parteinahme für die Sozialisten in den Augen seiner Obern kompromittiert haben mochte und nun eine Art strafweise Verbannung zu erleiden hatte. Er machte darüber keine Andeutung, und ich empfand eine Scheu, ihn auszufragen.

In Parndorf lebte eine kleine Gemeinde von Juden. Es waren etwa zehn Familien mit dreißig bis vierzig Köpfen insgesamt. In allen Bezir-

ken und Ortschaften des schmalen, aber langgedehnten Burgenlandes lebten solche Gemeinden, in Eisenstadt und Mattersdorf, den großen Städten, in Kittsee und Petronell, dem sogenannten Dreiländereck, wo Ungarn, die Tschechoslowakei und Österreich zusammenstoßen, und in Rechnitz, weit unten im Süden, an der Grenze des südslawischen Königreiches. All diese Gemeinden setzten sich zumeist aus einigen alten Familien zusammen, die durchs ganze Land hin miteinander verwandt oder verschwägert waren. Man stieß überall auf dieselben Namen: Kopf, Zopf, Roth, Wolf, Fürst. Neben der Millionärs-Familie Wolf in Eisenstadt waren die Fürsts die Angesehensten, freilich in einem ganz anderen Sinne als jene. Großes Vermögen hatten sie nicht erworben, jedoch schon seit dem siebzehnten Jahrhundert eine Reihe von Rabbinern und Gelehrten hervorgebracht, die in der absonderlichen Geistesgeschichte des Ghettos eine bedeutende Rolle spielten. Auf zwei Dinge waren die burgenländischen Juden stolz: auf ihre gelehrten Männer und auf ihre Bodenständigkeit. Im Gegensatz zu andern jüdischen Stämmen nämlich hatten sie den Fluch der Wanderschaft und Heimatlosigkeit längst vergessen. Sie waren weder aus Rußland und Polen noch aus Mähren und Ungarn immigriert, sie rühmten sich, von jeher im Lande gegessen zu haben, und nur ein Teil von ihnen war während der Reformationszeit mit den verfolgten Protestanten aus der benachbarten Steiermark ins freiere Grenzgebiet gezogen.

Die namhafte Familie Fürst stammte aus demselben Parndorf, wohin das ungnädige Schicksal den Kaplan Ottokar Felix verschlagen hatte. Dort lebten auch Doktor Aladar Fürst, ein Mann von einigen Dreißig, jung verheiratet, Vater dreier Kinder, von denen das jüngste, ein Knäblein, an dem schwarzen Freitag, da Österreichs Freiheit gemordet wurde, genau drei Wochen alt war. Aladar Fürst muß ein Schwärmer und Abseitsgänger gewesen sein, denn als Doktor der Philosophie und Rechte, als Absolvent des berühmten hebräischen Seminars zu Breslau, als Weltmann, der in verschiedenen Hauptstädten Europas gelebt hatte, wußte er nichts Besseres zu tun, als zu den Strohdächern seines Heimatdorfes zurückzukehren, sich dort in seiner erlesenen Bibliothek zu vergraben und ansonsten das Amt eines

ländlichen Rabbiners für Parndorf und einige Nachbargemeinden zu versehen. In einem uralten winzigen Bethaus hielt er Gottesdienst und erteilte in verschiedenen Schulen der Umgebung Religionsunterricht für die israelitischen Kinder.

Es war in diesem kleinen Orte selbstverständlich, daß der Kaplan und der junge Rabbi einander beinahe täglich begegneten. Und nicht minder selbstverständlich war's bei der delikaten Amts-Ähnlichkeit und Amts-Verschiedenheit dieser beiden Männer, daß sie es bis vor kurzer Zeit beim höflichen Gruße hatten bewenden lassen. Jüngst erst, bei Gelegenheit eines Hochzeitsfestes, zu dem auch Doktor Aladar Fürst zugezogen war, ergab sich zum erstenmal ein längeres Gespräch zwischen ihnen. Daraufhin machte Fürst im Pfarrhause einen Besuch, der sofort erwidert wurde. Der Rabbi lud den Geistlichen zu einer Mahlzeit ein. Es entwickelte sich ein regelmäßiger, wenn auch gemessener und förmlicher Verkehr. Zwischen Felix und Fürst stand vermutlich nicht nur die Verschiedenheit des Glaubens als hemmende Macht, sondern die jahrhunderttiefe Fremdheit und ein uralt gegenseitiges Mißtrauen, das sich auch unter höheren Seelen nur schwer überbrücken läßt. Dennoch faßte, wie er mir gestand, der christliche Priester eine rasche Zuneigung zu dem jüdischen Rabbi. Mehr als die Belesenheit und der Geist des Intellektuellen, den er als Mann der Praxis weniger schätzte, erfüllte ihn ein anderer Umstand mit hohem Erstaunen. Sooft er bisher mit einem Sohne Jakobs zu tun hatte, mußte er in dessen Augen eine dunkle Abwehr, ja ein mühsam verhehltes Grauen bemerken, das dem geweihten Priester der einst so feindlichen Kirche galt und jedem Gespräch eine enge Grenze setzte. Fürst unterschied sich von dieser Art sehr auffällig. Er war in allen Fächern der katholischen Theologie unheimlich gut beschlagen und schien ein großes Vergnügen zu empfinden, wenn er sein Licht leuchten ließ; er zitierte Paulus, Thomas, Bonaventura, Newman kenntnisreicher als ein geplagter Dorfkaplan dazu imstande gewesen wäre. Der Geistliche glaubte zu erkennen, daß Aladar Fürst weit über dieses vielleicht noch eitle Wissen hinaus in sich die ebenso alte wie durch unendliches Leid begreifliche Christus-Scheu seiner Väter überwunden hatte, ohne freilich sich von seinem eigenen Glauben auch nur einen Schritt zu ent-



fernen. Felix erzählte mir, daß eine gewisse Bemerkung des Rabbiners auf ihn einen bewegenden Eindruck gemacht habe. Sie fiel während eines Gespräches über die Judenmission, welches heikles Thema nicht er, sondern Fürst erschreckend freimütig aufs Tapet brachte.

»Ich weiß nicht, Hochwürden«, so lautete jene Bemerkung des Rabbiners, »warum die Kirche solchen Wert darauf legt, die Juden zu taufen. Kann es ihr genügen, unter hundert streberischen oder schwächlichen Renegaten vielleicht zwei oder drei echte Gläubige zu gewinnen? Und dann, was würde geschehen, wenn sich alle Juden der Welt taufen ließen? Israel würde verschwinden. Damit verschwände aber auch der einzige real-fleischliche Zeuge der göttlichen Offenbarung aus der Welt. Die heiligen Schriften nicht nur des alten, sondern auch des neuen Testaments würden damit zu einer leeren und kraftlosen Sage herabsinken wie irgend ein Mythos der alten Ägypter und Griechen. Sieht die Kirche diese tödliche Gefahr nicht ein? Und gar in diesem Augenblick der totalen Auflösung? ... Wir gehören zusammen, Hochwürden, aber wir sind keine Einheit. Im Römerbrief steht geschrieben, wie Sie wohl besser wissen als ich: ›Die Gemeinde des Christus fußt auf Israel. Ich bin überzeugt davon, daß, solange die Kirche besteht, Israel bestehen wird, doch auch, daß die Kirche fallen muß, wenn Israel fällt ...«

»Und woher kommen Ihnen diese Gedanken«, fragte der Kaplan.

»Aus unserem Leid bis auf den heutigen Tag«, versetzte der Rabbi, »denn glauben Sie vielleicht, daß Gott uns so viele Jahrhunderte hätte zwecklos erdulden und überstehen lassen?«

### 3

An jenem schwarzen Freitag Österreichs, dem elften Tage des März, da das Unfaßbare geschah, saß der Kaplan Ottokar Felix in seiner Stube. Es war sieben Uhr abends. Er hatte vor einer Stunde im Radio die Abschiedsworte des Kanzlers Schuschnigg vernommen, eine dumpfe Stimme, ›wir müssen der Gewalt weichen‹ und dann ›Gott schütze Ös-

terreich« und dann ein großes Verstummen und dann eine Musik von Haydn, feierlich und herzerreißend. Felix saß noch immer vor dem Radio, das er abgestellt hatte, und rührte sich nicht. Ohne zu einer Klarheit zu kommen, überlegten seine lahmen eingerosteten Gedanken, wie er sich würde zu verhalten haben in dieser Katastrophe, die so plötzlich über das arme Land hereingebrochen war.

Da ging die Tür auf und Doktor Aladar Fürst stand in der Pfarrersstube. Er hatte die Anmeldung durch die Wirtschafterin gar nicht abgewartet. Fürst trug einen langen feierlichen Schlußrock. Es war ja der Sabbath schon angebrochen. Sein schmales Gesicht mit den dunkeln langwimperigen Augen und dem dünnen schwarzen Backenbärtchen war um einige Schatten blasser als sonst.

»Verzeihen Sie mir, Hochwürden«, hob er ziemlich atemlos an, »daß ich so ohne alle Umstände bei Ihnen eindringe ... Wir hatten die Feier schon begonnen und so habe ich erst jetzt ...«

»Ich denke wohl, daß die Ereignisse den Sabbath brechen«, bemerkte der Geistliche, als wollte er ihm zu Hilfe kommen, und schob den Lehnstuhl für den unerwarteten Gast heran, der aber niedersitzen ablehnte.

»Ich brauche Ihren Rat, Hochwürden ... Denn wissen Sie, ich selbst habe das nicht erwartet, ich war so sehr vertrauensvoll, und jetzt ... Haben Sie gehört, daß der junge Schoch in der Gegend sich aufhält, seit einer Woche bereits, alles war längst abgekartet. Schoch ist Sturmführer der hiesigen SA. Er hat die ganze Bande zusammengetrommelt, die Bauernburschen, die Hilfsarbeiter der Kapselabrik, die Arbeitslosen, sie sitzen alle besoffen im Wirtshaus und drohen, sie werden alle Juden in heutiger Nacht noch umbringen ...«

»Ich will sofort zum alten Schoch gehen«, sagte der Kaplan, »der Lausbus hat noch immer Angst vor dem Vater ...«

Das war nicht wahr, und Felix wußte selbst sehr genau, daß nicht der Sohn vor dem Vater, sondern der Vater vor dem Sohn heute zitternde Angst hatte. Er hatte nur so gesprochen, weil ihm nichts eingefallen war, um Fürst zu beruhigen.

Der alte Schoch war der reichste Weinbauer des Bezirkes und ein guter Katholik. Mit seinem Jüngsten, dem Peterl, hatte er ausgesprochenes Pech gehabt. Bisher wenigstens. Die Biographie Peter Schochs hat ihre Reize. Nachdem der auffallend hübsche Bursche mit siebzehn Jahren einer Magd des väterlichen Hauses ein Kind gemacht hatte – was nach ländlichen Begriffen noch lange keine Sünde ist –, hatte er das Mädchel mitsamt dem Kinde tötlich bedroht, den Koffer der Verängstigten aufgebrochen und ihre ganzen Ersparnisse geraubt. Der alte Schoch, an seinen Jüngsten durch bedenkliche Affenliebe gebunden, geriet diesmal im Gegensatz zu früheren Streichen in die heftigste Wut, vor allem deshalb, weil die gemeine Geschichte unter die Leute geraten war. Er verprügelte mit Hilfe seiner älteren Söhne den Peter erst einmal gründlich und schickte ihn dann auf die Forstschule in die Stadt Leoben. (Neben den Weingärten besaßen die Schochs auch Waldungen.) Da aber der wohlgewachsene Tunichtgut ganze sechs Jahre lang in der untersten Volksschulklasse sitzengeblieben war und noch immer kaum Lesen und Schreiben gelernt hatte, rasselte er in Leoben schon bei der Aufnahmeprüfung durch, die dort jeder bessere Holzknecht leicht bestand. Peter berichtete seine Niederlage keineswegs nach Hause, sondern blieb in der lebhaften Stadt, wo es ihm weit besser gefiel als daheim in dem traurigen Parndorf, und verjuxte eine Menge Geld, das er zu vorgeblichen Studienzwecken seinem Alten zu entlocken verstand.

Peter Schochs ganz erstaunliche Laufbahn hätte in ruhiger Zeit zweifellos schlimm geendet. In unsern so denkwürdigen Tagen aber kam ihm die vom Dritten Reiche in allen Nachbarländern wohlbezahlte ›Bewegung‹ rettend zu Hilfe. Die Bewegung pflegte sich mit weitblickender Weisheit solcher Taugenichtse zu versichern. Sie wußte aus alter Erfahrung, daß die Abneigung gegen Alphabet und regelmäßige Beschäftigung die Eignung für rücksichtsloses Gewalttätertum zur fast ausnahmslosen Folge haben. Für jenen ersten Stoß aber, der den Widerstand des österreichischen Volkes brechen sollte, brauchte man nichts dringlicher als eine Garde entschlossener Gewalttäter. Nicht unwesentlich für das Wohlwollen, das gewisse Parteihäuptlinge für Peter hegten, war sein goldblondes Haar, sein schlanker Wuchs, sein

kleines stumpfes Gesicht. Er wirkte im Gegensatz zu den Kahlköpfen, Schmerbäuchen und Hinkebeinen der Führer wie eine strahlende Illustration zu den Lehren der Rassentheorie und ihre Verklärung des nordischen Modellmenschen. Man erwies ihm täglich photographische Ehren, und sein Bild zierte in vielen Exemplaren die Karthotheken der deutschen Rassenämter. So geschah es also, daß der Sohn des reichen Weinbauern von Parndorf ein »Illegaler« wurde. Er bezog von der Münchner Parteikasse eine Unterstützung von solcher Höhe, daß er unter seinesgleichen die Rolle eines imposanten Krösus spielte. Ein paar tollköpfige Missetaten für die Partei machten seinen Namen berühmt, und als er schließlich als Saboteur und Bombenwerfer für einige Monate ins Gefängnis wandern mußte, da war er endlich in die Reihe jener Märtyrer emporgerückt, die nach der Begegnung von Berchtesgaden und dem Zusammenbruch der österreichischen Regierung aus »Schmach und Not erlöst wurden«. Dies ist in aller Kürze die Geschichte des jungen Peter Schoch, dessen bloßer Name schon dem Doktor Aladar Fürst bleiches Entsetzen einflößte, und nicht nur ihm.

Jetzt hatte sich der Rabbi endlich doch niedergesetzt. Der Kaplan reichte ihm ein Gläschen Schnaps:

»Man muß nicht gleich an das Allerärgste denken«, meinte er.

»Wieso muß man nicht«, fragte Fürst, den Kopf mit einem Ruck hebend, »vielleicht müßte man ... Hören Sie, Hochwürden«, fuhr er nach einer Weile gepreßt fort, »in einer Stunde geht ein Zug an die ungarische Grenze ... Sollten wir nicht, ich meine die ganze Familie ... Freilich meine arme Frau ist erst vor drei Tagen aus dem Wochenbett aufgestanden ... was soll ich tun. Hochwürden, raten Sie mir ... Ich brauche einen Rat ...«

Und jetzt tat Pater Ottokar etwas, was er sich nie verziehn hat. Anstatt die Achseln zu zucken, anstatt zu sagen, ich weiß nicht, was das richtige ist, gab er einen Rat, einen bestimmten Rat, einen schlechten Rat. – Doch wer kann in solcher Lage ahnen, ob er gut oder schlecht rät?

»Wollen Sie wirklich alles so schnell im Stich lassen, lieber Doktor Fürst?« sagte also der Kaplan, der verhängnisvollerweise seine eigene Lage mit der des andern verglich, »wir kennen noch nicht einmal die neue Regierung, wer weiß, vielleicht kommt in Österreich alles anders, als man denkt ... Warten Sie doch die nächsten Tage ab!«

Aladar Fürst atmete bei diesen Worten erleichtert auf:

»Ich danke Ihnen für diesen Rat ... Sie haben gewiß recht, die Österreicher sind keine Deutschen und ich bin ein guter Patriot ... Es würde mir schrecklich schwerfallen, unser Haus zu verlassen ... Meine Familie lebt seit Menschengedenken hier, unsre Grabsteine auf dem Friedhof reichen bis ins Mittelalter zurück und ich bin eigens aus der Welt nach Parndorf zurückgekommen ... Vielleicht ...«

Der Kaplan begleitete ihn in die sternhelle Nacht hinaus.

»Ich werde mich morgen nach Ihnen umschaun«, sagte er zum Abschied.

Aladar Fürst aber meinte zuletzt, als er Felix bekümmert die Hand drückte:

»Ich fürchte nur eins, Herr Pfarrer ... Ich fürchte, daß unsereins schon zu sehr verweichlicht ist und die alte Kraft und Haltung unsrer Väter in der Verfolgung verloren hat ... Gute Nacht ...«

#### 4

Um neun Uhr am nächsten Morgen – Kaplan Ottokar Felix überlegte grade, wie weit er sich am Sonntag in seiner Predigt nach dem Evangelium im Kampf gegen die Sieger vorwagen dürfe – wurde er durch Geschrei und wachsenden Lärm aufgestört, der dumpf durch das geschlossene Fenster drang. Er stürzte sofort aus dem Hause, wie er war, ohne Hut und Überrock. Der Ringplatz war von einer Menge angefüllt, so zahlreich, wie sie sich nicht einmal zu Wochenmärkten und Kirchweihfesten zusammenzufinden pflegte. Aus den Ortschaf-

ten der öden Parndorfer Heide, ja aus den entfernten Uferdörfern des großen Schilfsees war sie in Erwartung interessanter Ereignisse herangeströmt, Bauern, Bauernknechte und Mägde, Arbeiter aus den Kapsel- und Zuckerfabriken der Gegend und ein Haufen von Arbeitslosen zumal, die keine staatliche Unterstützung mehr empfangen und sich als das unruhigste Element im Volke zu jedem Krawall zu drängen pflegten. Den Kern dieser Menge bildete eine Abteilung von Braunhemden in Reih und Glied, die bereits alle die Binde mit dem Hakenkreuz überm linken Arm trugen. Die Reihe stand mit der Front dem ansehnlichsten Gebäude zugewandt, das Parndorf überhaupt besaß. Es ist wahrscheinlich ungebührlich, daß gerade die Familie Fürst dieses stattlichen Gebäudes Eigentümerin war, eines der wenigen im Orte, das zwei Stockwerke und überdies noch eine Mansarde hatte. Kann man aber Aladar Fürst dafür verantwortlich machen, daß sein Großvater in der glücklichen Zeit vor fünfzig Jahren so unvorsichtig oder so überheblich gewesen, in einer Welt von armseligen Strohhütten dieses großstädtische Haus zu errichten? Im Erdgeschoß, zu beiden Seiten der Toreinfahrt, befanden sich zwei große Kaufläden, das ›bürgerliche Backhaus‹ von David Kopf und die ›Gemischt- und Kolonialwarenhandlung‹ von Samuel Roths Sohn. Die Inhaber dieser Geschäfte, ihre Ehefrauen, Söhne, Töchter, Verwandten, Hilfskräfte standen in einer dichten Gruppe vor dem Haustor und in ihrer Mitte der junge Rabbi Aladar, der einzige, der den Kopf ziemlich hoch trug und im Gegensatz zum gestrigen Abend keinen gebrochenen Eindruck machte. Dem beschatteten Häuflein gegenüber hatte Peter Schoch Posto gefaßt, der Kommandant dieser militärischen Aktion. Er trug mit sichtbarem Herzensvergnügen ein automatisches Gewehr im Arm, dessen Lauf auf Aladar Fürst deutete. Neben ihm stand ein kleiner dürrtiger Mann mit einem verzwickten Hexengesicht, das aussah, als könne man es nach Bedarf auseinanderziehen wie eine Ziehharmonika. Auf der Nase saß dem Mann eine Stahlbrille und auf dem Schädel eine rote Dienstkappe, denn es war der Bahnhofsvorstand von Parndorf, Herr Ignaz Inbichler in Person. Als Kaplan Felix hinzutrat, vollendete Peter Schoch gerade eine markige Ansprache, deren zugleich tiefgekränkten und hohnpeitschenden Tonfall er den Radiorenden der großen Parteigötter recht trefflich abgelauscht hatte:

»Deutsche Männer und Frauen! Es ist untragbar für deutsche Volksgenossen, unser tägliches Brot aus den Händen einer jüdischen Backstube zu empfangen. Das würde dem internationalen Juden so passen, unsere unschuldigen Kinder mit seinen Mazzes weiter zu vergiften. Diese Zeiten sind vorüber, weil das ein historischer Moment ist. Im Namen der deutschen Volksgemeinschaft erkläre ich das Backhaus Kopf für arisiert. An seine Stelle tritt der deutsche Volksgenosse Ladislaus Tschitschevitzky in Kraft ... Sieg Heil!«

Peter Schoch sprach in einer angestregten Schriftsprache, durch deren Laute überall der nackte ordinäre Dialekt hindurchlugte. Die Braunhemden brüllten ihm das Sieg-Heil im Takt nach. Die Menge aber blieb seltsam still, voll unbeteiligter Neugier, wie es schien. Jetzt aber nahm der Mann mit der roten Kappe das Wort. In diesem Grenznest waren nicht anders wie in Berlin die beiden Grundcharaktere der nationalsozialistischen Partei am Werke. Schoch repräsentierte den unbedingten Heroismus, Inbichler hingegen die augenzwinkernde Diplomatie, die dem Opfer treuherzig auf die Schulter klopft, dieweil ihm der Heroismus den Bauch aufschlitzt. Also sprach Inbichler, der Bahnhofsvorstand, zu dem Häuflein vor dem Haustor:

»Meine Herrschaften! Es geht alles in Ordnung. Es gibt keine wilde Aktion. Alles verläuft befehlsgemäß. Deutschtum heißt Organisation, keinem von Ihnen wird ein Haar gekrümmt werden. Sie haben nur einen Revers zu unterschreiben, daß Sie uns in voller Freiwilligkeit Ihren Krempel übergeben und den deutschen Grund und Boden sofort verlassen ... Wenn nach fünf Uhr nachmittags ein Bewohner dieses Hauses hier noch angetroffen werden sollte, dann wird er sich die unangenehmen, aber schon sehr unangenehmen Folgen selbst zuzuschreiben haben! Auch ich werde ihm dann nicht mehr helfen können ... Es gibt nur zwei Wege, die Judenfrage zu lösen. In seiner unendlichen Herzengüte wählt unser Führer den zweiten Weg ...«

Der Kaplan erkannte, daß er durch seine Einmischung hier nicht nur nichts erreichen, sondern sich selbst unnütz gefährden würde. Er rannte daher spornstreichs nach Hause und setzte sich erregt mit der Gendarmerie, mit der Bezirksbehörde und schließlich mit der Pro-

vinzialregierung in Eisenstadt in telephonische Verbindung. Überall erhielt er denselben ausweichenden Bescheid. Man könne beim besten Willen nichts gegen jene zweifelhaften Elemente unternehmen, die im Augenblick die Straßen beherrschen. Sie seien Mitglieder der Partei und die Partei erhalte ihre Befehle unmittelbar aus Berlin. Die Stimmen am Telephon vibrierten in peinlicher Verlegenheit. Gewiß waren die Leitungen alle bespitzelt und die Beamten wagten kein offenes Wort. Kurz entschlossen lief Pater Felix zu einem bekannten Gutsbesitzer in der Nähe, in dessen Auto er eine halbe Stunde später nach Eisenstadt sauste. Dort in der Hauptstadt eilte er von Pontius zu Pilatus, um endlich beim apostolischen Administrator des Burgenlandes zu landen, dem Vorstand der Kirchenprovinz, einem Monsignore Soudso. Der bequeme Prälat empfing ihn mit salbungsvoll düsterem Argwohn. Da es der höchsten kirchlichen Stelle, Seiner Eminenz dem Kardinal-Erzbischof von Wien, gefalle, der neuen Obrigkeit, die ja der Lehre gemäß auch von Gott sein müsse, mit Vertrauen entgegenzukommen, so könne er selber den Herren Seelsorgern im Lande nur die gehorsame Nachahmung dieser Haltung anempfehlen. Er wisse genau, was in den Ortschaften dieses Landes heute im Gange sei, spreche aber den dringlichen Wunsch aus, jede Einmischung zugunsten der vertriebenen Juden zu unterlassen. Diese Vorkommnisse seien gewiß verurteilenswert, fallen aber nicht im mindesten in den Aufgabenkreis der Herren Pfarrer. Und die Hände faltend schloß der Prälat:

»Wir wollen für die Juden beten, sonst aber noch einmal und immer wieder uns die Wahrheit vor Augen halten, daß jede Obrigkeit von Gott ist ...«

»Auch wenn der Herrgott den Satan zur Obrigkeit einsetzt, Monsignore?« fragte der Kaplan ein wenig aufrührerisch.

»Auch dann«, sagte Monsignore, zu jedem Kompromiß entschlossen.

Auf der Heimfahrt neigten die Gedanken des Kaplans immer mehr dazu, die Entscheidung des Kardinals und des Prälaten für weise zu halten. Es gab Wichtigeres zu schützen als ein paar ausgeraubte und



verjagte Juden. Die Kirche selbst war in Gefahr. War's nicht am besten, sich in den nächsten Tagen im Pfarrhaus zu verkriechen, das Sonntagsamt ohne Predigt zu halten und jegliche Reibung zu vermeiden? Er hätte vermutlich dieser Anwendung nachgegeben, wären ihm jene Worte Aladar Fürsts nicht immer wieder durch den Kopf gegangen: »Ich bin überzeugt davon, daß, solange die Kirche besteht, Israel bestehen wird, doch auch, daß die Kirche fallen muß, wenn Israel fällt ...«

## 5

Als der Kaplan Felix auf dem Ringplatz von Parndorf eintraf, schlug die Kirchuhr gerade drei. Vor dem Hause Fürst standen die beiden Lastkraftwagen der Fuhrunternehmung Moritz Zopf. Aus der Bäckerei, dem Kaufladen und dem Haustor wurden Einrichtungsgegenstände, Betten, Schränke, Tische, Stühle geschleppt und auf einem der beiden Lastwagen verladen. Der Bahnhofsvorstand Inbichler untersuchte jedes einzelne Stück mit kurzsichtiger Eindringlichkeit und der gewissenhaften Inbrunst eines guten Zollbeamten, denn ohne seine Einwilligung wurde den Vertriebenen kein Aschenbecher und keine Zündholzschachtel freigegeben. Er ließ auch jeglichen Gegenstand, der ihm einigermaßen gefiel, sogleich für sich abseits stellen, wobei er die Besitznahme durch ein dumpf gemurmertes Zauberwort verschleierte, das ungefähr klang wie: »Deutsches Nationalgut«. Die Brauhemden hatten ihre Karabiner in Pyramiden aufgebaut und rauchten und lungerten herum. Schoch und sein Stab saßen im Wirtshaus, wo Peter seit mehreren Stunden schon einer üppigen Festtafel präsierte, zu der sich der Bürgermeister und andere Notabeln von Parndorf mit kriecherischer Eile gedrängt hatten. Es war windstill und ein merkwürdiger milchiger Dunst lagerte über der Ortschaft. Die Gruppe der Verjagten hatte sich beträchtlich vermehrt und zählte schon mehr als dreißig Seelen. Der Kaplan Felix wunderte sich darüber, daß all diese Menschen emsig und kopflos hin und her schossen, hunderterlei unsinnige Gänge machten und mehr durch eine insektenhafte Unruhe als durch vernünftige Planung gelenkt zu sein schienen. Die Kinder unter ihnen starteten keineswegs mit erschreckter, sondern mit

gieriger Erregtheit auf das Getriebe. Alle jedoch sahen höchst übernächtigt aus und glichen welken Schatten, die von einem wühlenden Schicksalswind bewegt wurden, der für Christen nicht wahrnehmbar war, obwohl er in heftigen Stößen über den Platz wehte.

Felix betrat die Wohnung des Rabbi Aladar. Die kaum genesene Wöchnerin, eine zarte, helläugige Frau, die aus dem Rheinland stammte, wirtschaftete atemlos herum. Ihre weiße Stirn unterm gescheitelten braunen Haar war von übermäßiger Anstrengung tief gerunzelt. Sie stand inmitten eines Berges von Bett-, Tisch- und Leibwäsche, die sie in einem schon überfüllten Reisekorbe vergeblich noch unterzubringen suchte. Manchmal hob sie die Augen. Sie waren feucht glänzend von Schwäche und Verständnislosigkeit. Vom Nebenzimmer her hörte man friedliches Kindergeplapper und dann und wann das aufbegehrende Greinen eines Säuglings.

Der Kaplan fand Aladar Fürst vor seinen Bücherschränken, die alle vier Wände des großen Wohnraumes bis zur Decke füllten. Ein paar hundert Bände, die er unter den vielen Tausenden ausgesucht hatte, wuchsen zu seinen Füßen in schwanken Türmen. Er aber hielt ein Buch in der Hand und las, las tief versunken mit dem Schimmer eines Lächelns um seinen Mund. Er schien über der Seite, die er angeblättert hatte, die ganze Wirklichkeit vergessen zu haben. Der Anblick dieses hingebungsvoll lesenden Juden mitten im Zusammenbruche seiner Welt machte einen starken Eindruck auf den Kaplan, wie er mir ausdrücklich gestand.

»Ehrwürden Doktor Fürst«, sagte er nun, »ich habe Ihnen leider einen schlechten Rat gegeben ... Daß dieser schlechte Rat mein Gewissen sehr quält, hilft Ihnen nicht und mir nicht ... Glücklicherweise besitzen Sie aber einen ungarischen Paß ... Vielleicht meint es der Herrgott mit Ihnen und den Ihrigen besser als mit uns ... Es wäre nicht das erstemal, daß er das Volk, in dem er sich offenbart hat, in Sicherheit brachte, als er es zu strafen schien ...«

Doktor Aladar Fürst sah den Priester mit einem langen verlorenen Blick an, der diesen so sehr bewegte und beunruhigte, daß er selbst